

Bunte Zeitung.

„Welch Dyn.“ Die Devise des Prinzen von Wales: „Ich dien“ wird oft citirt, um namentlich den höheren Gesellschaftsklassen, in erster Reihe der Aristokratie, ihre sozialen Pflichten vorzubehalten, und diejenigen, die diesen Spruch in solchen Zusammenhänge anwenden, sind reichlich der Meinung, daß die erwähnten Worte etwa dasselbe heißen sollen wie der berühmte Ausspruch Friedrichs des Großen: er betrachte sich als den ersten Diener des Staates. Nun sind aber die Worte „Ich dien“ eine Art von linguistischem Naturpiel; sie sind gar nicht Deutsch und bedeuten eines ganz Anders, als sie zu bedeuten scheinen. Sie sind Keltisch und lauten in unformulirter Gestalt „Eich Dyn“, was so viel heißt als: „Dies ist Euer Mann!“ Am alten Schloß Garmouth in Wales wird das Zimmer gezeigt, wo der erste Prinz von Wales geboren wurde. Die Bevölkerung von Wales hatte dem Könige Edward I. erklärt, daß sie nur einem Statthalter, der ein Vetus ihrer eigenen Nation ist, Folge leisten wolle. Sofort ließ Edward, mitten im Winter, seine Gemahlin Cleonore herbeiführen, um heimlich ihre Niederkunft im Schloße Garmouth abzuwarten. Sie gebar einen Sohn, worauf der König die Vornehmten des Landes berief und sie fragte, ob sie sich der Regierung eines Prinzen unterwerfen wollten, der in Wales geboren sei und kein „Bor Gwallich“ ihrer Nation kenne. Als die Frage gestellt wurde, präsentirte er ihnen seinen eben geborenen Sohn, indem er ausrief: „Eich Dyn!“ („Dies ist Euer Mann!“)

Ein komisches Mißgeschick hat der berliner Hofkapellmeister Matkovsky mit seinem Gastspiele am Koburg-gothaischen Hoftheater gehabt. Er traf am letzten Sonnabend in Koburg ein, um dort an demselben Tage im Hoftheater den „Faust“ zu spielen. In der Woche vorher aber war das Hoftheater nach Gotha übergesiedelt und erwartete am Sonnabend vorgebildet den Antritt des berliner Gastes. Dieser mußte der Meinung sein, daß sein Gastspiel in Koburg stattfinden sollte, weil von dort aus die Abmachungen mit ihm getroffen worden waren. Statt seiner traf in Gotha ein Entschuldigungstelegramm aus Koburg ein, was freilich die Zaubervorstellung mit dem Gaste nicht möglich machen konnte. — Ein ähnliches Mißgeschick, so erzählt die „Volksz.“, ist vor einigen Jahren der Sängerin Milli Lehmann begegnet. Die erhielt eines Morgens die telegraphische Anfrage: Können Sie heute abend die „Norma“ singen, so kommen Sie. Unsere Bräutigaminn Kant geworden. Unvergesslich war das Telegramm vom Chormeister M. unter dem sie wiederholt im Dresdener Hoftheater gesungen hatte. Da die Sängerin den Tag frei hatte, so reiste sie sofort nach Dresden ab. Zu ihrer Verwunderung fand sie bei ihrer Ankunft in Dresden auf dem Theaterplatz. Die Regimentskammerant“ statt der „Norma“ angezeigt. Als sie sich dem Intendanten beifug der Kettungsstahl zur Verfügung stellte, war dieser mehr erködnen als erfreut und flammelte: „Aber mein Gott, wer hat Sie denn hergeholt, gnädiges Fräulein?“ Sollte sich jemand einer solchen Scherz erlaubt haben?“ Zur Dorentschaffung M. hat mich hergeholt,“ entgegnete die Sängerin und zeigte das Telegramm vor. „Aha, verzeih!“ — Graf von Wlata sank in einen Stuhl und rief in klagendem Tone. „M. ist ja gar nicht mehr in Dresden, sondern bei Rollini als Chorregeisseur thätig und Sie haben den Aufenthaltsort „Hamburg“ übersehen. Im Hamburger Stadttheater erwartet man Sie und in Dresden sitzen Sie fest.“ Milli Lehmann nahm das Mißgeschick mit Humor auf und erlebte in Dresden einen vergnüglichen Abend, während der arme Chormeister in Hamburg statt der Vorstellung zornig.

Alle Liebe. Am 1. Januar feierte der Gemahl Herrscher S. in Berlin mit seiner jungen Frau von der Hochzeitsfeier zurück. Das Erste, was seine Gattin that, war, daß sie in einem Miethsbureau unter der städtischen Zahl der Bewohnerinnen zur größeren Vorsicht ein Dienstmädchen auswählte, dessen äußere Erscheinung ihr alle Garantie gegen das Aufsteigen eierlichlicher Neigungen in ihrer Braut zu bieten schien. Als nun am nächsten Morgen das Mädchen mit dem Koffer ins Zimmer trat, in dem das junge Ehepaar am Tische lag, ließ sie einen Schrei aus, ließ das Kofferstück wegschleppen und den Koffer fallen und stürzte in die Kniee zurück. Hier fand sie die ihr nochlebende Frau weinend. Nach dem Grunde ihres auffälligen Benehmens gefragt, gab die schon etwas ältliche Jungfrau bitterlich schuldend folgende Erklärung: „Madame, hier ließe ich keine Minute länger. In Ihren Mann habe ich mich verliebt, als er bei Zehneinhalb Jahren Kinder Stunde sah, und ich ihm immer uffemalich habe. Ich dachte, er ist ja nur nicht mehr in Berlin. Wer, so wußte. Madame, ich verlange meinen Schein, aber jetzt haben Sie mich, machte ihre Socken und ließ die hülflose junge Frau in Noth und Berlegenheit sitzen.

Italienische Studentenbrände. An der Gassei-Fabrik in Padua war der Technischen Hochschule in Braunschweig der Rektor Prof. Dr. Wilhelm Hofmann und von der Studentenheit der Wortführer des studentischen Ausschusses, stud. Wesiel, entlaßt. Beide Herren haben dieser Tage in Braunschweig einen

Bericht über die Ereignisse bei der Jubelfeier in Padua gegeben. Während Prof. Dr. Hofmann das Gelächter der Feiern schloß, machte stud. Wesiel über die bei jener Feier von ihm beobachteten studentischen Gebräuche in Padua die Mitteilung. Die studentischen Feiern tragen dort alle den Charakter großer Ungelegenheit; der italienische Student fällt sich durch kein Geleß gebunden, er folgt seiner Laune und der augenblicklichen Stimmung. Bei den Kommerzien trat diese Thatsache recht zu Tage: ein Präsidium in deutscher Sprache und demgemäß eine deutsche Ordnung und Gemüthslichkeit gab es auf der Kommerzien seitens der Alpen nicht. Der deutsche Kommerzien, selbst das einfache „Wort“, war etwas Neues, Kommerzienmäßiges Trinken kennt man also nicht. Der studentische Witz, der nur dem germanischen Studenten eigen ist, erregte die größte Verwunderung. Was wir Deutschen am meisten entbehren, war ein fröhliches Kommerzien, das recht zur Gedung der Gemüthslichkeit eines Kommerziellen beiträgt. Geungen wurde während des Festes überhaupt nicht. Nach der ersten Stunde herrschte durchwegs bereits die größte Unruhe, es folgte die allgemeine Verdrüßung und an Ordnung war nicht mehr zu denken. Eine Heide bei vollkommener Ruhe zu halten, war überhaupt ein Ding der Unmöglichkeit. Ein einziger treffender Satz genigte, um einen Sturm der Begeisterung zu entfachen. Welche Höhe eine derartige Begeisterung erreichen konnte, zeigte der Redner an folgendem Beispiel: Nach dem Banquet, das seitens der Studirenden am Freitag gegeben wurde, hatte sich die Aufgabe, im Namen der abendlichen Vertreter Deutschlands etliche Worte des Dankes in italienischer Sprache zu sagen; ich entledigte mich dieses Auftrages und wurde nachher von italienischen Kommissionen unter braunenhem „Civida Germania“ auf der Schulter durch den Saal auf die Straße herab bis zu dem Festsaal getragen, um endlich hier wieder den Boden zu erreichen; vier andere Kommissionen hatten dasselbe Schicksal. Dem Herrn Rektor der Universität Padua wurden an demselben Abende die Rede vor dem Saal ausgesprochen, etliche Studirende erwarteten die Prosa und im Traße ging es unter dem nie schlendern „Civida“ zum Café Vedrochi. Es ist allerdings kaum munderbar, daß eine geordnete Zeitung jeder Festlichkeit fehle; untere italienischen Kommissionen kennen das Korporationswesen nicht, ein Ausbruch der gesamten Studentenheit existirt ebenfalls nicht, und obgleich ein Festpräsidium bestand, so fehlte ihm doch die anerkannte Macht, um für wirkliche Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen zu können. Bei einer Anzahl von etwa 40 Studirenden ist auch die Schwierigkeit der Leitung nicht verkennbar, und bei der letzten Erregbarkeit der italienischen Kommissionen ist eine deutliche Ordnung überhaupt undenkbar. Die Festweise der italienischen Studenten ist durch die Waise bedingt. Das Florenz verlangt eine überaus leichte Beweglichkeit des Körpers, eine Geschwindigkeit der Bewegung, wie sie dem Südländer durchschnittlich eigen ist. Unsere Schlagenerien im Vergleich zum gräflichen Florentiner geradezu plump. Mit großer Vorfichtigkeit wird auch auf Schloß geschritten. Man zeigte uns eine solche Menur: freuend, in fast liegend suchte einer den andern abzufragen. Der italienische Sabel ist allerdings nicht die deutsche Waffe; die Klinge ist nicht viel stärker als die unserer Menurkrieger. Es besteht außerdem die Eigenart, daß, wie uns versichert wurde, selbst auf Menur die Art des Stoßes oder Schläges vor dem Gange angelegt wird, ein Umstand, der den Ernst der Sache sehr herabmindert. Die Wüste ist sehr wenig in Gebrauch. Menuren finden überhaupt in der Studentenheit sehr wenig statt.

Am Inverano-Schalter. Expedient (zu einer weinenden Frau): „Aha wie lange ist es her, daß Ihr Mann verheiratet?“ — Frau: „Bei Zeiten. Und ein kleiner werthvoller Wops ist mir auch abhanden gekommen.“ — Expedient: „So? Na, und Sie wollen eine Belohnung aussehen?“ — Frau: „Zamohl, zehn Mark für den Hund!“ — Expedient: „Aber für Ihren Mann?“ — Frau (jöhend): „Für den? Meinnetwegen auch fünf Mark!“

Läst tief blicken. Eine Frau kommt zu einem Vogelhändler und fragt: „Haben Sie vielleicht einen Papagai zu verkaufen, der kräftig lachen kann?“ — „Das eben nicht, aber ich besitze sehr geistreiche Papagaien, die das Lachen bald erlernen werden. Darf ich fragen, warum Sie gerade einen lachenden Vogel wünschen?“ — „Ach, mein Mann hat eine Heise nach Amerika unternommen und jetzt ist mein Haus so still und einsam geworden.“

Die theuren Neigungen. Sie: „Nun, wie viel betragen meine Moderednungen?“ Er: „Sieh selbst nach! Mir sind die Augen übergegangen!“

Ginc mit falschem Latein. „Niese, holen Sie mir mal auf nen Moment vom reinem Sohn Galar's „de bello gallico“ herüber.“ — Niese (zum jungen Herrn): „Sie möchten dem Herrn Papa — die Hundsgeldstücke schicken.“ — „Hundsgeldstücke?“ — „Ja ja, die von Galar und Vello.“

Nichtin ausgedacht. Niese: „Dürfte ich, Herr Direktor, um einen Vorzug bitten?“ — Direktor: „Sind Sie aber eine komische Alte.“

Unterhaltungsblatt der Saale-Beitung.

Nr. 11.

Halle a. d. S., Freitag den 13. Januar

1893.

(5)

Unversöhnlich.

Roman von G. S. von Dedenroth.

Elbered's Sohn hatte jene Schuldenlast geerbt, die zu beden dem Präsidenten augenblicklich unmöglich, die politische Opposition rüstete sich zu einem Kampfe gegen ihn, der ihn für jede harte Maßregel verantwortlich machte; griff man seine Privatethre an, so war es zweifelhaft, ob seine einzige Gemahlin, die Prinzessin Karoline, alles daran setzte, einen Mann in seiner Stellung zu halten, der sich oft genug schwerig gezeigt, der sie selbst dabei gerannt, der öffentlichen Meinung allzu schroff Sohn zu sprechen.

Die Verfassung, welche der Freiheit des Pöbels gestatte, die Obrigkeit öffentlich von der Rednerbühne mit Schmutz zu bewerfen, hätte längst beseitigt sein können, wenn du nicht opponirt“, sagte Agathe. „Noch ist es nicht zu spät. Wenn die Wahlen, wie du erwardest, schlecht ausfallen, ist ein Staatsstreich geboten. Du allem vermagst, den Fürsten dazu zu bewegen.“

Es ist ein gefährliches Wagniß“, murmelte Elbered vor sich hin, aber Agathe sah es ihm an, daß sie schon halb gewonnen hatte.

Die Residenz D. trägt ganz den Charakter der Hauptstädte der Nordsee-Staaten, an denen kein Mangel in Deutschland gemeldet. Schon beim Betreten der Stadt erhält man den Eindruck des kleinbürgerlichen Lebens und Treibens, das den Hof „Serinissim“ umgibt. Unregelmäßig gebundene Straßen, Häuser meist aus Fachwerk, mit alten, geschmittenen Balkenböfen und gotischen Fachzähnen, das eine hoch, das andere niedrig, — auf allen Plätzen Bauernwagen ohne Pferde und Fuhrmann, auf den Stegen Schaaen spielender Kinder, an allen Fenstern, in allen Thüren Neugierige, sobald ein ungewöhnliches Geräusch auf der Gasse. Hier, in der Nähe des fürstlichen Schloßes sieht man höhere, moderne Gebäude, gepflegte Parkanlagen, da wohnen die Honoratioren, die Würdenträger, da konzentriert sich das elegante Leben von D. Was der Hof vorgeht, weiß und beschäftigt die ganze Stadt, mehr oder minder ist jeder vom Hofleben abhängig und mag man noch so mißbegünstigt über die Regierung sein, man interressirt sich für jedes Essen bei Hofe, für jeden Gast, der kommt oder geht. In der Stadt ist ziemlich alles miteinander verschwägert und verschwägert, und die Fäden der Blutverwandtschaft oder Vetterchaft ziehen sich ins Schloß, die Hofgesellschaft mit ihren Schloßern ist ein lebendiges, nur durch Neugierigkeiten abgeglichenes Bundeglied zwischen dem Fürsten und der Bürgerchaft.

Zeit die Schienenstränge D. mit dem Treiben der großen Welt verbinden, und Schaaren von Touristen, die das nahe Gebirge mit seinen Sommerfrischen und Badorten besuchen, kurze Paß oder gar Nachquartier in D. nehmen, haben sich auch die Gasthäuser komfortabler eingerichtet, und neuerdings hat man sogar eine Restauration ganz nach großstädtischem Muster eröffnet. In einem separaten Kabinett dieses Restaurants sitzen zwei Herren beim Frühstück. Sie haben sich auserselben Delikatessen serviren lassen, und während goldiger Nudelspeiser in den gefüllten Gläsern funfelt, sieht im Gesichter der Röderer Champagner bereit; aber nur der eine der beiden Männer giebt sich mit behaglicher Ruhe dem Gemüße des Frühstücks hin, der andere sieht häufig nach der Uhr, er scheint mit Ungebul, wo nicht mit Unruhe jemand zu erwarten, er würdigt weder die Blume des Weins, noch scheint ihm die getrüffelte Pastete zu munden, und doch hat er das Menu zusammengestellt und sich bei der Auswahl der Delikatessen darüber beschwert, daß der Wirth noch nichts Neues von der Saison habe.

Baron F., so nennt sich der Gastgeber, trägt in seinem Ansehen den charakteristischen Stempel eleganter Reue: ein verlebtes, bleiches Gesicht mit sorgfältig gepflegtem und gewickeltem Schnurrbart, vornehme Nachlässigkeit in der Haltung

bei gewählter Toilette, blaßes gedehntes Wesen. Sein Gast, Herr Lewis Moore, hat ein kaufmännisches Air, sein glatt rasiertes, bartloses Antlitz ist breit, trägt eine olympische Nase zur Schau und aus den derben, völlig ausdruckslosen Zügen wäre schwer zu lesen, was seine Seele verbergen will. Er trägt kostbare Brillantringe an beiden Händen, spricht ein gebrochenes Deutsch mit englischem Accent, seine Worte sind gemessen, sein Wesen kühl verbindlich.

„Ich begreife Elbered nicht“, sagte der Baron, nachdem er abermals nach der Uhr gesehen, „es ist schon ein Viertel nach zwölf. Um halb Elf wollte er spätestens hier sein.“ „Was ich ichade um die Pastete, sie dürfte ausgewaschen nicht so vorstrefflich munden. Aber auch Ihnen wird die Waare verborgen. Wogu beunruhigen Sie sich, wir haben noch eine Stunde für das Gesprächliche Zeit.“

Sie fürchte, sein Ausbleiben hängt mit einer Enttäuschung gewisser Erwartungen zusammen. Wenn er nun kein Geld brächte?“

Es war ein ängstlich forschender Blick, der diese Bemerkung begleitete, aber Moore schien dieselbe überhören zu wollen. „Ich habe so guten Nudelspeiser teils bekommen“, sagte er. „Man muß sich auf alle Fälle vorlassen.“ fuhr der Baron fort. „Ich habe mich fest darauf verlassen, daß Elbered seine Wechsel einlösen und wäre augenblicklich nicht in der Lage, für ihn einzustehen.“

„Dann war es unvorsichtig, zu acceptiren. Aber Sie beunruhigen sich gewiß ganz unnöthig. Der Herr Präsident wird seinen Sohn nicht in Verlegenheit lassen.“

„Werher Herr Moore, nehmen wir an, es könne dieser Fall eintreten, wären Sie vielleicht so gefällig — Sie haben auch acceptirt —“

„Mein verehrter Herr Baron“, antwortete Moore, „ich habe gut gefagt, weil man mir die Versicherung gab, es sei dabei nichts zu riskiren, ich that es, um Ihnen gefällig zu sein. Ich weiß nicht was Elmeyer thut; ich bin kein reicher Mann, wenn ich auch einen solchen vertreten. Weil ich Elmeyer die Kundschaft eines Millionärs in Aussicht stellen konnte, erwiebs er mir den Gefallen, die Wechsel Ihres Freundes zu prolongiren. Sollte der von Ihnen gewünschte Fall wirklich eintreten, so wäre mir das äußerst peinlich, ich müßte mich nochmals bei Elmeyer verwenden, aber tragen Sie sich selbst, ob ich nochmals gut sagen könnte.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie nichts verlieren werden. Elmeyer würde ungeheure Prozente für die Prolongation fordern. Sie disponiren über die Kasse eines Millionärs. Rufen Sie die Wechsel an, verrechnen Sie dieselben als bares Geld, es ist dasselbe, ob Sie Banknoten oder Ehrenscheine eines Elbered in der Kasse haben.“

„Ich müßte dazu erst die Erlaubniß meines Prinzipals einholen. Derselbe hat Ostende verlassen, ich habe noch keine Nachricht, wo ihn Briefe treffen, die Wechsel sind aber heute fällig, Herr von Elbered müßte sich also jedenfalls zuerst mit Elmeyer arrangiren. Da ist er ja selbst.“

Herbert Elbered trat ein und seine verlorste Miene verrieth, daß die Beschränkungen Fort's nun allzu begründet gewesen. „Verzeihung, daß ich warten ließ“, sagte der junge Mann, dessen hohe Gestalt wie gebrochen und dessen schone, edelgeformte Züge von Bitterkeit und Verzweiflung erfüllt schienen. „Fort, wir müssen Rath schaffen, ich bringe kein Geld. Ich wagte es nicht, meinem Vater zu gestehen.“ fuhr er fort, indem er sich zu Moore wandte, „daß die Wechsel schon heute fällig. Mein Vater ist in sehr übler Laune heimgekehrt, er gab mir, als ich die Sache zur Sprache brachte, sein Ehrenwort, daß er augenblicklich kein Geld ohne sehr große Opfer flüssig machen könne, er war so tief beunruhigt, daß ich es nicht über das Herz brachte, ihn mit dem vollen



Gedächtnis noch mehr zu erregen. Ich muß eine günstige Stimmung abwarten, er wird wohl bei erster Gelegenheit mit mir die Angelegenheit ruhig besprechen wollen, es handelt sich um einige Tage Aufschub, ich bin zu jedem Opfer bereit, solchen zu erlangen."

"Wir haben die Möglichkeit soeben erörtert," versetzte Fort, während Moore durch seine Miene verriet, daß er Interesse an der Sache nehme, Herr Moore will so freundlich sein, dir ein Arrangement mit Elmeyer zu erleichtern."

"Ich kann dir der Hand nichts verprechen," nahm Moore das Wort, "als daß ich meine Vermittlerrolle in dieser peinlichen Angelegenheit weiter führen will. Ich werde Elmeyer auf Ihren Wunsch vorbereiten, Herr von Ellerbeck."

Herbert war das Blut ins Antlitz gestiegen. Der Vorwurf, der für ihn in der Betonung des Wortes "peinlich" gelegen, erregte den Einbruch dieses hülflos, vereirten Versprechens."

"Ich war bereits im Comptoir Elmeyer's und habe ihm telegraphisch lassen, daß ich neue Arrangements erbitte und um 5 Uhr bei ihm vorzupreden," versetzte Ellerbeck."

"Um so besser, ich möchte Ihnen besten Erfolg," sagte Moore und füllte ein Glas mit Champagner. Sie haben ein delikates Frühstück bestellt, Herr von Ellerbeck. Wenn Sie nach Ludwigsthal kommen, begleitet Sie vielleicht der Herr Baron und ich habe die Ehre, die Herren bei mir souperen zu sehen. Ich bin Ihnen auch noch Bekannde schuldig, ich habe gestern im Kasino Geld gewonnen, während Sie, wenn ich nicht irre, Un Glück beim Spiel hatten."

"Ich habe mir das Wort gegeben, nicht wieder zu spielen," versetzte Herbert, "auch muß ich Ihre Einladung dankend ablehnen, ich bin nicht in der Stimmung, ein weiterer Gesellschaftler zu sein."

"Moralischer Kagenjammer!" sagte Fort die Achsel zuckend. "Wer wird gleich den Kopf fangen lassen! Spüle deine Lame mit einem Glas Sekt hinunter!"

Herbert rührte das Glas nicht an, welches Fort ihm einreichte. Es befremdete und verstimme den Baron, daß Ellerbeck eine so hübsche Haltung Moore gegenüber zeigte, aber er bemühte sich vergebens, Herbert zu verstehen zu geben, daß er damit sehr unklug handle. Moore schien es jedoch nicht zu beachten oder erklährlich zu finden, daß Herbert schlechter Laune, er sprach von gleichgültigen Dingen und erhob sich sehr bald, um nach Ludwigsthal zurückzufahren."

"Du behandelst Moore ver... kurz!" tadelte Fort, als er mit Herbert allein war, "wir verdanken es ihm, wenn Elmeyer das letzte mal die Wechsel zu menschlichen Prozenten vorzulegen. Du machtest ihm wenig Lust, abermals gut zu sagen."

"Lieber zahlte ich zwanzig Prozent mehr. Der Mensch ist mir jünger, wie feiner. Wenn er ins Kasino tritt, schlägt mir das Glück beim Spiel um, es ist mir, als sei eine Schlange in meiner Nabe. Er hat meine Wechsel in der Tasche. Ich bin überzeugt, er macht das Geschäft mit Elmeyer in Compagne."

"Um so mehr hättest du ihm um den Bart gefen sollen, wenn er auch keinen hat. Aber du irrst dich. Ich floyste auf den Tisch. Er gilt etwas bei Elmeyer, weil er Geschäftsjährer eines Millionärs ist. Ich schlug ihm vor, die Wechsel anzukaufen, er will das erst thun, wenn er die Erlaubnis seines Prinzipals hat."

"Da hast du's!" rief Herbert. "Der Professor Elmeyer's sagte mir, die Wechsel seien an Herrn Moore in Zahlung gegeben."

"Das finde ich sehr unverdächtig. Moore hat gut gesagt, er wollte heute hier keine Zahlung leisten, er hat in dem Glauben, du würdest sie einlösen, die Papiere aus bares Geld genommen. Jetzt wird er sie Elmeyer zurückstellen. Es war sehr anständig von ihm, daß er kein Wort darüber verlor, seine Zahlung nun aufzuschieben zu müssen."

"Schwunde!"

"Nein, er hat für den Amerikaner die neue Villa in Ludwigsthal gekauft und läßt sie einrichten."

"Ja, der Amerikaner scheint sich dort niederlassen zu wollen. Er wohnt dann nahe bei Ludwigsthal."

Herbert erstarrte unmutig, er verstand, was Fort andeuten wollte. Ludwigsthal war ein kleines Jagdschloß, das dem Prinzen Waldemar gehörte. Der Park des Schlosses grenzte an die Anlagen des Baboertes Ludwigsthal, in welchem auch der Wäntler Elmeyer, ebenso wie viele Mitglieder der Aristokratie und des begüterten Bürgerstandes ihre Sommer-Wohnungen hatten."

"Ich werde wohl meine Stelle als Kammerjunker hier aufgeben und in prächtige Dienste treten, sobald meine Schulden bezahlt sind," sagte Herbert, um das Thema zu ändern. "Ich habe meinen Vater für einen reichen Mann gehalten. Er ist es doch wohl nicht."

"Die Väter gesehen das nicht gerne ein," lachte Fort, die Achseln zuckend. "Der deine scheint dir die Hölle aber sehr heiß gemacht zu haben. Du machst es mir sehr peinlich, daß ich dir nicht helfen kann. Die zweitandige Daler, die du an mich verloren, hasten auch in den Wechseln. Aber in meiner Börse ist vollständig Ebbe."

"Spare dir die Vorwürfe," antwortete Herbert, "ich zahle, was ich verspielt, aber ich werde kein Geld mehr verspielen. Ich werde ein solches Leben beginnen."

"Auch hübsch in die Kirche gehen," spottete Fort. "Lieber als ins Kasino," gab Herbert mit einer Schärfe zurück, die ertrauen ließ, daß ihn der Ton verriet. Er verabschiedete sich kurz, Fort mochte fühlen, daß es Ernst mit dem Bruch der Freundschaft sei, er schaute Herbert, die Achseln zuckend, nach, aber es bligte gleich darauf wie aufblühender Haß aus seinen Augen. Es mochte ihm doch nicht angenehm sein, einen Genossen zu verlieren, dessen Börse ihm stets offen gewesen und dessen Kredit wieder flüssig, wenn der Präsident die laufenden Schulden gedekt."

42

4. Kapitel.

Herr Jakob Elmeyer besaß ein offenes Wechselgeschäft in D., aber seine Haupt-Einnahmen bezog er durch Vermittlung von Hypotheken- und Darlehen-Geschäften."

Er war durchaus kein Wucherer, der die Noth ausbeutet, er erzwang sich eines guten Rufes bei seiner Kundenschaft, und es hatten besondere Ursachen abgewaltet, ihn zu dem Geschäft zu bewegen, welches wir oben angedeutet haben. Er war ein alter wohlhabender Mann, der seinen Stolz darin setzte, daß vornehme Grundbesitzer ihrer Geldgeschäfte vor ihm bezogen ließen, obwohl man einem viel weniger solide begründeten Hause in D. das Wappen des "Hof-Bankiers" gegeben und er in D. zu den von der Hofpartei Verehrten gehörte, weil er sich offen zur Opposition bekannte. Er ging besonders dem Präsidenten Ellerbeck, um ers vermachte, aus dem Wege und hätte schwerlich dem Sohne desselben eine ausnahmsweise Gefälligkeit erwiesen, wenn man ihn nicht dazu genöthigt."

Bereits vor mehreren Monaten hatte er einen Brief aus Newyork erhalten, in dem ein Mann, dessen Name schon fast aus seiner Erinnerung geschwunden, ihm mittheilte, er komme nach Deutschland, um alte Rechnungen abzumachen und ihn um Auskunft darüber bat, ob und in welchen Verhältnissen der Herr Vedo von Ellerbeck lebe, ferner alsdann, was aus dem Doktor Flemming und dessen Enkel geworden. Es ward Elmeyer eine sehr bedeutende Summe zur Disposition gestellt, davon die weitgehendsten Nachforschungen zu betreiben."

"Ich bin ein reicher Mann geworden," schrieb Christian Born, "aber ich war lange Jahre hindurch zuerst durch meine Geschäftsinteressen, dann durch schweres körperliches Leiden daran gehindert, an eine Reise nach Europa zu denken. Jetzt bin ich nothdürftig soweit wiederhergestellt, um mir das persönliche Vergnügen verschaffen zu können, Nach je alles Bittere zu suchen, das mich aus der Heimath vertrieben."

Die Erinnerung an vergangene Zeiten ward in Elmeyer beim Lesen dieser Zeilen lebendig. Er hatte mit Christian Born in Geschäftsverbindung gestanden. Das Unrecht, welches demselben durch und auf Veranlassung Ellerbeck's geschehen, hatte den ersten Anstoß zu einem persönlichen Wiedervillen Elmeyer's gegen den vornehmen Herrn und die Hof-Elite gegeben. Born hatte nicht nur seinen Prozeß verloren, man hatte ihn durch polizeiliche Chikanen als Demokraten in seiner geschäftlichen Thätigkeit gehindert, so daß er mit großen Verlusten lieber sein Geschäft verlor als sich der Gefahr auszuweichen, völlig ruiniert zu werden."

Die Aufgabe, nach dem Doktor Flemming zu forschen, verhielt Schwierigkeiten, da derselbe vor bald dreißig Jahren von seinem damaligen Wohnorte verzogen und niemand wußte, wohn er sich gegenwärtig, Born aber die Bedingung gestellt, daß jedes Aufsuchen durch Nachfragen vermieden werden sollte, vom Erlaß einer öffentlichen Aufforderung an den Arzt, sich zu melden, also nicht die Rede sein durfte. Um so genauere Mit-

theilungen konnte Elmeyer über Ellerbeck machen und es gewährte ihm eine besondere Genugthuung, schreiben zu können, daß derjenige, welcher den Einfluß des Präsidenten vernichte, sich auch den Dank des Landes verdiene. Elmeyer erwählte des Gerüchtes, man verfolge den Plan, den Prinzen Waldemar

### Der Findling.

Eine Erzählung aus den österreichischen Alpen. Von A. Croner.

Nach einigen Augenblicken, nachdem sie sich gesammelt haben, sagt die Noth mit einer Stimme, daraus alle Weichheit verschwunden ist, die jetzt rauh und hart klingt: "Is dein Vater 'dous? Y muag zu ihm."

"Du — zu mein' Vater? Schick di' der Georg?" "Waslos erklaunt fortsetzt: "Die Tochter des Bärenhofers, der die Noth antwortet: "Na — I' tumm von selber, der' Georg muag nitz dabon — aber schnell — sag mir, find' I' den Bärenhofers?"

Marie sührt die Noth, die ihr heute gar sonderbar vorkommt, schweigend in das Haus. Vor einer dunkel gewordenen Eichentür bleibt sie stehen und sagt leise: "Da drein is er — aber — bedent — es 's b' hün-engehelt, er is hent schick auf'st!"

Da lacht die Noth hell auf, und schon kreischt die Klink unter ihrer Hand. "Im nächsten Augenblick schlücht sich auch schon wieder die roth geöffnete Thür, und die Noth ist verschwunden. Ganz wir schaut ihr Marie nach."

Was moag da diese arme Noth, gegen die ihr Vater eine ganz ausgeprochene Aneignung hat, welche er oft genug gezeigt. Einem und von unbestimmten Ahnungen und Erwartungen erfüllt, steht sie Marie auf ihr Schloß zurück."

Der Bärenhofers stellt seine Wanderung durch das Zimmer ein, als lo hätte die Thür geöffnet und geschloßen wird. Das helle Kamplentlicht fällt nun auf eine Gestalt, die banges Ertrauen im Bärenhofers wadrust, nachdem sich sein sah aufsteigender Horn sehr rauh gelegt."

Nützig geht die Noth bis zum Tische vor, da lockert sie das Tuch und legt es bedachsam auf den Stuhl, neben welchem sie steht. Ihre Hüfte sticht selbst ab gegen seine Lurche. Auch er kommt an der Tisch heran, und zufällig oder nicht lo — sührt seine Hand an besten Kante, an der das Licht in breitem Streifen hinleuchtet; dieses Licht zeigt, daß der Bärenhofers alt oder daß er erregt ist, denn seine flüchtige Hand gittert."

Was kommt den starren hochmüthigen Mann an — darüber sich sein Leib schüttelt, darüber seine Seele beb't. "Die Noth, wie sie lo dastelt, in einem guten, ja völlig feinen Angug, mit einem Gesicht, darauf nimmer der Finger und das Gesicht seine Spuren schein't, mit Augen, aus denen nimmer Angst und Scheu leben, wie ehemals — sie zeigt eine Ähnlichkeit mit einer langh' Verworfenen, eine Weichheit die ihm vorher niemals ausgefallen ist und die ihm sehr gefährlich werden kann."

Einen Augenblick lang betrachten die beiden einander, dann sagt die Noth langsam: "Griech Gott, Bärenhofers. Bin weit' gangen, müag't 's net für unguat nehme, wann i a wenger ruff'."

Ohne seine Antwort abzuwarten, läßt sie sich auf die Wand nieder, welche zwischen dem Bauer da, der der Wand hinauf. Noch immer steht der Bauer da, sie wie eine Erscheinung antretend."

"Was willst — Noth!" s'zt er plötzlich auf. Es ist, als wolle er durch sein wildes Aufstören und die Geste, die es begleitet, das beängstigte Bild vertreiben, das jetzt eben, wie lo oft, vor seiner Seele steht."

So oft! Na — die Noth ist der Schreden seiner Lage, die Angst seiner Nöthe gewesen, so lange ihr elendes Leben wauert. So wie sie jetzt vor ihm sit, so hat er sie tausendmal im Traume gesehen und nun weiß er, daß die Stunde der Vergeltung da ist."

"Was willst 'd' von mir?" ruft er noch einmal, und sie entgegnet leise, doch fest darauf: "Für mi' nitz, aber für mein' Derrn und für mein' — für d' Marie, daß sie dich nitz können, lobals 'd' mög'n."

Der Bärenhofers schaut mit glimmender Wuth und Angst im Blicke auf die Fordernde nieder, in deren Worten nicht Bitte, nur Befehl liegt."

"Sunt willst nitz?" fragt er lauernd. "Wohl, no was. — Das Veränd'n der ersten Bärenhofersin, das — ihrer — Tochter — b'timmt war, das muag 's Bärenhofers als Heiratsschton von — von mir!"

Jedes Wort betonend, hatte die Noth gesprochen und nun forcht der Bärenhofers noch einmal wie ein Verdrücker: "Sunt mi'?"

Er atmet erleichtert auf. Sie erhebt sich, größer scheint sie zu werden und dem Manne

zur Thronensagung zu veranlassen, mit dem Bemerken, daß die Verbindung des Prinzen mit der Tochter Ellerbeck's, die durch die Verschwendung der Frau des Präsidenten und den Reichthum ihres Sohnes zerstörten finanziellen Verhältnissen der Familie aufheben solle. (Fortf. folgt.)

### Der Findling.

Eine Erzählung aus den österreichischen Alpen. Von A. Croner.

ähnlicher, lo weit das Gesicht eines jungen Weibes dem eines alten Mannes ähnlich sein kann; in Form und Ausdruck. Wie er, stüzt sie ihre moriche Gestalt auf den tanmenen Tisch, und wie er beugt sie sich vor, so sie mit trübem, verächtlichem Lächeln sagt: "Mei Muant' liegt am Bärenhofers drauß, moag ercht ung'heit, moag's liegt. Auf der reich'n Selt'n. Hab' auf ihr'n eifer'n Kreuz gar oft andächt' Nam' und Denk'buch g'les'n, hab' nur net g'wußt, daß des mei' Muant'a angeht. In Vater'n aber hab' I' nia net g'habt, denn gelt's, Bärenhofers, härt i oan g'habt, sie härt'n mit net lo herum g'flög'n in Dorf, net härt'er g'habt, als a fremdi' Bettlerin, der ma do manch's mal a guat's Wort giebt, weil ma's net oft härt."

"Kercht war i a Findling, dann a Bett'kind, nachher bin i der Dorfkappl' wöör'n."

Während dem is mei' Vater von oan Kirnig an andern g'fabrt, und hat oft an oan Tag mehr Bled ausgeh'n, als i mir mei' ganz Leb'n lang berbet't und verdient hat."

Na — i hab' 'gan Vater'n g'habt und i müag't a fonh ba'n, denn, findert er si' — I' könnt' von loon Wenig'n schlechter den'n, als von ealm, der sein Kind auslegt hat; der sein unehelich gebornen Sohn das ganze Geld von sein ercht' Weid bat zuveringa woll'n."

"Dalt ein!" Tonlos, trauilos sagte es der Bärenhofers, doch die Noth s'zte unbetört fort. "s ganz' Dorf muag, daß der Findel nur i a halb's Jahr jünger is als i und was, daß I'rs, lang bevor Uer ercht's Weid g'habt'n is, mit Gueerer sweit'n g'habt'n hab't."

Aber — was i seit a paar Stund allan muag, das is, daß i das Kind war, daß Euch Uer lebend's Weid in die Arm' g'legt hat, wa's unglück'lich schnell entbund'n hat — und Kommer da war, der's g'wagt hat, daß d' Bärenhofersin Zwillings g'habt hat — oan lebend'ig'n und oan todt'n. — Der Tocht' hat Euch net s'chwert, den andern, mit — hab't's der Schneiderin vor d' Thür g'legt."

Nichtan war das Gesicht des alten Säubers geworden, da sein Kind ihn zum ersten male als Vater ansprach, und lo Jährzähliges zu ihm redete."

Doch wie schied der Mann war, wie schamlos und hart in seinem Gemüthe, das zeigte sich jetzt mit abdrückender Dunkelheit. "Nicht die ephrole That reut ihn und nicht der Anblick des ver- fimmerten Weibes, das er selbst sieht, wie all die vielen Jahre her ungerührt betrachtet."

Was ihn einzig bis ins Tiefinnerste hinein erschütterte, war die Furcht vor Strafe, war der ausgeübte Hochmuth, der so fortan viellecht immer wider bilden müßen, daß der Dorftruppel ungeheurt lo zu ihm reden wird, wie er es eben jetzt gehan."

Wie zu einem Verbrecher hatte sie zu ihm gesprochen — er konnte nichts daagen thun, denn er weiß es ja seit d' Jahren, daß er ein solcher ist; das war ja der Willtropsen gemelen, der sein Leben vergallte, die unglückliche Kette, welche ihn an die Schande kettete."

Wilt fert? Köndt er, da sie schweigt. "s denf' loon. Es bleibt Euch loon Wasl. Jetzt müag't's a quata Vater sein, und d' Marie weag'n's nitz güädli."

"Aber's Weid — aber's Geld, was d' für sie begehrt!" "Das weid's ihr auf oan Kreuzer auszah'n — i wos g'nau, was d' Bärenhofersin i'zulass'n hat."

"Set net hart, Noth — der Friedel hat mit viel kost'!" "Set er? Der Bau! Und soll mein' Schwetzer d'runter leid'n? Na — Bauer, handel's' net mit mir, wia a Ind. s' becher, was redt is. — Allseit hab'n an Bärenhof' nur d' Wänter gelt'n. Das is aus. Hab't's Ihr und der Friedel schlecht g'bau't — lo is das euer Sach. Der Friedel kann ja a Knecht werd'n — wann's wilst lo Arg is."

"A Knecht, mit oob'n a Knecht?" Der Bärenhofers knicht völlig auslammend. "Euer Sohn! Mein Gott! Is Euer Tochter net a Bettlerin g'wilt' und bin i net glück', daß i jetzt an Dient' hab'?" "Nalt, unbornerzig fragt die Noth und schaut dabei furchlos in die verzerrten Züge des alten Säubers, dann nimmt sie ihr Tuch um."

Marie'n Knab kommt mein Herr, und da weid's ihm d' Marie zolag'n. Das all's andert nach Redt und G'rechtigkeit g'richt — dafür steht mir der Weid' quat, denn i g'wand' hab. Und no oars — der Schulmeister und d' Marie erlaub'n oan Storch'swärt' von dem, was mir zua bent aus'macht hab'n. Und jetzt wilst' lo Gott!"

Quamun geht sie aus der Stube, in welcher der Bärenhofers verweilt und gebrochen und doch wüthend zurückbleibt. (Schluß folgt.)

